

FESTREDE

IM NAMEN

DER

GEORG-AUGUSTS-UNIVERSITÄT

BEI DER

AKADEMISCHEN PREISVERTHEILUNG

AM XIV. IUNI MDCCCLXXVI

GEHALTEN

VON

CURT WACHSMUTH

PROFESSOR DER KLASSISCHEN PHILOLOGIE UND ALTEN GESCHICHTE

GÖTTINGEN

DRUCK DER DIETERICHSCHEN UNIV.-BUCHDRUCKEREI

(WILH. FR. KAESTNER)

Hochverehrte Versammlung!

Unter all den zahlreichen städtischen Neugründungen Alexanders und seiner Nachfolger, welche als Kolonieen die weiten, eben eroberten Gebiete des Orients militärisch und durch ihre hellenische Bevölkerung und Civilisation auch geistig beherrschen sollten, ist keine an Grösse, Pracht und Bedeutung zu vergleichen mit der unfern der Kanopischen Nilmündung angelegten Stadt, welche den Namen des grossen Königs trägt. Als Residenz der Ptolemäer unbedingt und in jeder Beziehung die erste Stadt der Welt, musste Alexandria dem kaiserlichen Rom als der weltbeherrschenden Kapitale natürlich in vielem Betracht nachstehen, übertraf aber selbst dieses noch an äusserem Umfang und schwang sich gerade damals durch Ausdehnung des Verkehrs nach den entferntesten Punkten der bekannten Erde zu einer Handelsstellung empor, die im Alterthum geradezu beispiellos dasteht.

Als der geniale Begründer des hellenistischen Staatensystems die Stätte, wo bisher nur das kleine ägyptische Dorf Rhakotis gestanden hatte, zur Anlage einer neuen Hauptstadt ersah, war sein Augenmerk zunächst unzweifelhaft das, Aegypten militärisch zu sichern. Und auch dieser erste Zweck ist ja auf das vollkommenste erreicht: wer Alexandria besass, der hatte auch Aegypten in Händen; denn er beherrschte den einzigen Zugang von der Meerseite sowie den Strom, der die Hauptstrasse des Landes bildete. Und um so mehr durfte Alexandria als der Schlüssel von Aegypten gelten, als dies zu Lande ja fast unangreifbar war.

Sicherlich aber ist es dem Scharfblick Alexanders nicht entgangen, wie unvergleichlich die Lage der neuen Stadt für einen Handelsplatz war. Vielmehr liess er ja, um hier dem gehassten Tyros einen übermächtigen Handelsrivalen zu schaffen, sofort die im benachbarten Kanopos angesessenen Kaufleute nach der neuen Gründung übersiedeln. Eher würde man sich verwundern dürfen, dass hier nicht schon längst eine Stadt gegründet war, dass insbesondere die Hellenen, welche seit den Psammetichiden im Lande volle Handelsfreiheit genossen, statt dessen in Naukratis eine Kolonie anlegten, wäre nicht der einzige natürliche Hafen, der auf der Insel Pharos, ganz ungenügend gewesen. Um diesen Mangel zu ersetzen, bedurfte es eben so bedeutender Mittel, wie sie Alexander und der erste Lagide zur Verfügung stellten. Jetzt wurde die Pharosinsel mit dem Festland durch einen über 4000 Fuss langen Damm, das sog. Heptastadion verbunden und so zwei gewaltige Bassins hergestellt, der grosse fast ganz geschlossene Osthafen, an dessen schmalem und überaus schwierigem Eingang Sostratos sein Meisterwerk, den weithin sichtbaren Leuchtthurm, aus weissem Gestein errichtete, und das offene Becken im Westen, welches von dem Kyprischen König Eunostos den Namen erhielt; beide unter sich durch zwei überbrückte Durchfahrten im Heptastadion zusammenhängend. Dazu trat mit seiner geräumigen Ausbuchtung im Süden der Stadt als dritter Hafen der mareotische Sumpfsee hinzu, wo die den Nil und den Rothen-Meer-Kanal herabkommenden Schiffe, also namentlich alle die bedeutenden Getreidetransporte und die reichen Ladungen arabischer und indischer Waaren einliefen.

Zwischen das Meer und den See schob sich nun die Stadt hinein, in ihrer ganzen Anlage ein Muster des rationellen und neumodischen Städtebaus der damaligen Zeit. In gleichmässigen Abständen waren breite und schnurgerade gepflasterte Strassen gezogen und durchschnitten sich streng unter rechten Winkeln. Kanäle versorgten die ganze Stadt mit gesundem Trinkwasser und ein kunstvolles Kloakensystem führte allen Unrath rasch in das Meer ab. Die Hauptverkehrsader für die etwa eine Million betragenden Einwohner bildete die mittelste von den sieben Längsstrassen, doppelt so breit als die übrigen und eingefasst von den bedeutendsten Heiligthümern, dem überaus geräumigen Gymnasion, welches auch das Gerichtsgebäude einschloss, und von den elegantesten der Privathäuser, welche in Alexandria durchweg

massiv gebaut und im Innern mit Marmorgetäfel an den Wänden und sonstigem Luxus ausgestattet ihre charakteristische Form durch die platten, viel zum Aufenthalt benutzten Dächer erhielten. Das dichteste Gedränge von Wagen und Reitern füllte hier den ganzen Tag über den aus mächtigen Granitblöcken gefügten Fahrdamm, während unter den Säulengängen, welche die erhöhten Fusswege auf beiden Seiten durchweg trugen, eine ewig wechselnde Fluth geschäftiger und müssiger Menschen auf und ab wogte.

Der Platz, wo die entsprechende, nicht minder breite und ähnlich angelegte Querstrasse diese Hauptstrasse durchschnitt, war als Nabelpunkt der Stadt durch ein mit Colonnaden und Sitzplätzen ausgestattetes Tetrapylon ausgezeichnet. Wer hier durch eins der vier Portale die endlos scheinenden Säulengänge der einmündenden Strassen hinabsah, wurde unwillkürlich von Staunen über die Grösse der Stadt ergriffen. Solchen Gefühlen giebt ein Alexandriner des späteren Alterthums einen freilich etwas gezierten Ausdruck, indem er den Helden seines Romans an dieser Stelle angelangt in die Worte ausbrechen lässt: „Indem ich meine Augen nach allen Richtungen schweifen liess, war ich unersättlich im Anschauen: dennoch aber konnte ich die Pracht nicht ganz auffassen. Einiges sah ich, Einiges war ich im Begriff zu sehn, Anderes wünschte ich zu sehen, noch Anderes wollte ich nicht übergehn. Das Gesehene überwältigte mich beim Anblick, das Erwartete zog mich an. Nach allen Strassen nun mich umhertreibend, immer nach neuem Schaun verlangend sprach ich ermüdet: „„O Augen wir sind besiegt"". Zweierlei Neues und Unglaubliches aber sah ich, den Wetteifer der Grösse mit der Schönheit und den Kampf der Einwohnerschaft mit der Stadt und beide siegend. Denn die Stadt war grösser als ein ganzes Land und die Einwohnerschaft zahlreicher als ein Volk. Betrachtete ich die Stadt, so zweifelte ich, ob ein gesammtes Volk sie auszufüllen vermöge; schaute ich auf die Bevölkerung, so wunderte ich mich, dass eine Stadt für sie ausreichen könne".

Ein Viertel oder gar ein Drittel des Stadtareals nahmen die öffentlichen Bauten und Anlagen ein, deren seltener Pracht Alexandria den Beinamen der Schönen verdankte. Insbesondere waren die Ptolemäer um die Wette bemüht, die Stadt mit Palastbauten, Hafenanlagen, Weihgeschenken und Stiftungen aller Art auszuschmücken, unterstützt durch den vortrefflichen Stand der Finanzen, wie ihn eine rücksichtslose aber einsichtige Verwaltung und Aus-

nutzung des so ergiebigen Landes hervorrief. In staunenswerther Ausdehnung, in der inneren Einrichtung strotzend von Gold, Silber und Edelgestein und mit Kunstwerken fast überladen, insbesondere mit den Gemälden alter und berühmter Meister geschmückt, zogen sich vor Allem die Palastanlagen längs des Haupthafens hin, von dem ein abgegrenztes Bassin für den Hof reservirt war. Hier sah man alle die weitverzweigten Baulichkeiten, die als Wohnungen für die Könige, ihre Familie und ihren endlosen Hofstaat dienten, nebst den grossen Versammlungssälen und Audienzzimmern, hier umfassende Räumlichkeiten für die Aufnahme der königlichen Gäste, auch das berühmte Museion und die fast noch berühmtere Hofbibliothek. In der Nähe befanden sich auch die Begräbnissstätten der Könige mit dem Mausoleum Alexanders, wo seine Mumie in goldenem Sarge gezeigt ward. Auf all diesen phantastischen Luxus waren die Alexandrinischen Bürger so stolz, als gehörte er ihnen zu eigen: ein ganz besonderes Vergnügen bereiteten ihnen die königlichen Parks, wo in Käfigen und Umzäunungen fremde Thiere, namentlich seltene Vögel und Schlangen gehegt wurden, welche von fernen Punkten hierher zu bringen man keine Mühe und Kosten scheute.

Unter den zahlreichen Heiligthümern aber hatte die vornehmste Stellung das des Serapis, jener merkwürdigen Gottheit, in deren Wesen hellenische und ägyptische Elemente innig mit einander verschmolzen waren, deren Cultus durch eine kühne Neuerung des ersten Ptolemäers für Griechen und Aegypter als gemeinsamer Gottesdienst eingeführt ward und wie überhaupt rasch Anklang fand, so namentlich in Alexandria, wo Serapis geradezu als Hauptgott verehrt und sein Bild an allen Häusern und über allen Thoren angebracht war. Zu seinem Heiligthum auf der Höhe des Burghügels stieg man auf mehr als hundert Stufen empor; unter Propyläen, weitläufigen Höfen und Hainen, Säulenhallen und Bibliotheksräumen erhob sich hier der Tempel selbst mit seinem goldnen Dache, einem weithinglänzenden Wahrzeichen Alexandrias. Weder Tags noch Nachts wurde das Serapeion leer von den frommen und Genesung suchenden Pilgern, die von nah und fern herbeiströmten.

Und ein vorzüglicher Curort war ja diese dem Heilgott geweihte Stadt durch Klima und Lage. Eine milde, weiche Luft wehte hier beständig; kaum gab es je einen Tag, an dem die Alexandriner nicht die Sonne schauten. Alles könne man dort finden, sagt ein Rhetor, nur nicht Schnee und Eis.

Und doch war während des Sommers die Hitze nicht unerträglich gesteigert, da in der heissesten Zeit vom Meere her die Etesien die Querstrassen ihrer ganzen Länge nach durchbliesen und auch vom Mareotischen See, der in diesen Wochen durch das Steigen des Nils anschwoll, Erfrischung herwehte.

Wegen dieser merkwürdig gleichmässigen Temperatur wurden namentlich Schwindsüchtige möglichst im Beginn ihres Leidens wie jetzt so damals nach Alexandria geschickt.

So war unter den Fremden, die sich hier massenhaft aufhielten, immer eine grosse Zahl Kranker; die Hauptmenge derselben bestand aber, von den eigentlichen Touristen abgesehen, deren es in der Kaiserzeit auch nicht wenige gab, aus Lehrern und Studirenden einerseits und aus Schiffern, Kaufherrn und Geschäftsleuten andererseits. Denn das Leben, das sich in dieser grossen, schönen und gesunden Stadt entfaltete, bewegte sich vor Allem in zwei Richtungen, in der Pflege der Wissenschaften und im Betrieb von Handel und Industrie.

Die intensive Pflege der Wissenschaften gehört von Anfang an zu den Grundzügen der intelligenten Politik der Lagiden, indem sie treffend erkannten, dass die Kraft des hellenischen Geistes, welche sie ja für die glückliche Lösung ihrer schwierigen Regierungsaufgabe nicht entbehren konnten, jetzt sich vorwiegend in der wissenschaftlichen Arbeit bewährte. In diesem Sinne wurde bereits von dem ersten Ptolemäer der Grund zu der grossartigen Büchersammlung im Palast gelegt, welche seine Nachfolger mit steter Sorgfalt und enormen Summen zu vermehren trachteten. Die Schätze der hellenischen Litteratur wurden hier zum ersten Male vollständig zusammengetragen: dass sich aber der Sammeleifer, wie später erzählt und selbst jetzt noch vielfach geglaubt wird, auch auf ägyptische, chaldäische, römische oder hebräische Bücher erstreckt habe, die man in hellenischen Uebersetzungen der Bibliothek einverleibte, ist eine aus den unlautersten Quellen stammende Fabelei ohne jeden historischen Werth.

Einzelne erleuchtete Geister mochten auch unter den alexandrinischen Gelehrten sich zu einem so freien Standpunkt erheben, die übliche Scheidung der Menschen in Hellenen und Barbaren zu verwerfen, wie es Eratosthenes that; „denn viele der Hellenen taugen nichts, sagte er, während gar manche

der Barbaren, wie Inder und Arier, Römer und Karthager sich durch Bildung und Tüchtigkeit auszeichnen“. Aber so nahe es gerade in Alexandria liegen musste, zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Litteratur, Cultur oder Sprache fremder Völker drang die philologische Forschung damals nicht vor, sie war und blieb in ihrem Gesichtskreis und ihrer Arbeit fast durchaus auf das Hellenische gewandt.

Rein griechisch war auch die Institution, welche in den ersten Zeiten vor allem zur Förderung des wissenschaftlichen Geistes in Alexandria beitrug, die Stiftung des Museums. Die Museumsgesellschaft gehörte nämlich, was man zumeist ganz übersieht, zu der grossen Zahl freier Associationen, welche mit den Rechten autonomer Genossenschaften versehen im hellenischen Leben eine so bedeutende Rolle spielten. Unter dem Schutz einer geeigneten Gottheit traten die Mitglieder solcher Corporationen, die selbst verschiedenen Staaten angehören konnten, zusammen, meist ausgestattet mit Grundbesitz, auf dem das Vereinslokal und das Heiligthum des Vereinsgottes lag, indem sie entweder nur eben den Kult dieser bestimmten Gottheit bezweckten oder sich zu gegenseitiger Unterstützung, z. B. zur Gründung einer gemeinsamen Begräbnisskasse verbanden oder auch in ihrem gemeinschaftlichen Beruf und der Pflege ihrer Berufsinteressen das einigende Band besassen. So sehen wir Handelsgesellschaften und Schiffervereine, Genossenschaften von Jägern, Sängerschulen und Schauspielertruppen je unter passender göttlicher Protection organisirt. Analoger Weise konnten Männer, die sich zur Pflege der Wissenschaften vereinigten, nur in den Dienst der Musen treten, wie sich Musenheiligthümer in den Philosophenschulen und selbst in niederen Unterrichtslokalen regelmässig fanden. Das sogenannte Museion von Alexandria war also nichts als eine nach den üblichen Normen eingerichtete Association. Nur hatten die Lagiden dem Verein das in der Nähe des Palastes gelegene Grundstück und das Vereinslokal mit Hallen und Exhedra geschenkt, auch die Kosten der täglichen gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Genossen auf ihre Kasse übernommen, dafür aber, offenbar um auf den Geist der Museumsmitglieder sich einen Einfluss zu sichern, sich das Recht vorbehalten, den Vereinspriester selbst zu ernennen. Bei dem täglichen Verkehr, namentlich bei den Syssitien entwickelte sich die wiederholt erwähnte Sitte schwierige Fragen aufzuwerfen und in ihrer scharfsinnigen Lösung aus dem Stegreif Ruhm zu suchen: aber an regelmässige

Sitzungen mit wissenschaftlichen Vorträgen wie bei einer modernen Akademie, mit der man doch das Alexandrinische Museum gern vergleicht, ist eben so wenig zu denken als an Ertheilung von Unterricht. Das Museum hatte als solches eben nur die wissenschaftliche Forschung im Auge: und allerdings ist das Ausbilden eines berufsmässigen Gelehrtenstandes für diese Zeit charakteristisch, während noch Platon sich Schriftstellerei nur in unmittelbarem Zusammenhang mit der mündlichen Belehrung denken konnte. So sehr aber auch im Laufe der Zeiten dadurch das massenhafte Schreiben und das Produciren unnützer Bücher gefördert ist — schon der Spötter Timon bezeichnete die Museumsgenossen als Bücherschmierer —, in der ersten Periode wurde im Museum sehr ernsthaft, mit weitem Blick und grossartigem Erfolg gearbeitet. Als der würdigste Repräsentant mag Eratosthenes gelten, der sich zuerst einen Philologen nannte und abgesehen von zahlreichen anderen Arbeiten aus Geographie und Chronologie überhaupt erst Wissenschaften schuf: mit welcher Einsicht hat er sich die Bedeutung wissenschaftlicher Forschung klar gemacht, mit welcher Energie die Grundsätze strenger Methode durchgeführt!

Freilich blühte in Alexandria daneben auch der wissenschaftliche Unterricht, zum Theil sogar durch die Museumsmitglieder selbst, aber in einzelnen durch die Stadt verstreuten Auditorien ertheilt. Es bestanden eben — modern zu reden — eine vielbesuchte Hochschule und eine Gesellschaft der Wissenschaften neben einander, wobei es keineswegs ausgeschlossen war, dass dieselben Männer, welche Zierden der letzteren waren, auch als Lehrer der Jugend sich bethätigten oder umgekehrt, eben so wenig aber beides nothwendig mit einander verknüpft war. Ja, die bedeutendsten Koryphäen der Grammatik, wie Zenodotos, Aristophanes und Aristarchos haben so sehr den persönlichen Unterricht für die Hauptsache gehalten, dass sie ihre epochemachenden Studien über den Text der homerischen Gedichte nur in ihren Vorlesungen vortrugen und sie nie in Büchern niederlegten.

Neben der Philologie, die hier in allen ihren Theilen von bahnbrechenden Geistern bearbeitet und in manchen zu stattlicher Höhe aufgeführt wurde, standen in Alexandria namentlich die exakten Wissenschaften in Ehre. Die Schulen für Mathematik und Astronomie, durch die geniale Trias Eukleides, Aristarchos und Hipparchos glanzvoll begründet, genossen noch in der Kaiserzeit Weltruhm; die Erdkunde fand in dieser Handelsstadt lebhaftes Interesse und

rief vielseitige Studien hervor, denen auch die Könige durch Veranlassung geographischer Entdeckungsreisen wiederholt neuen Impuls gaben; und einen ungeahnten Aufschwung nahmen die mechanischen Disciplinen, von den Ptolemäern mit grossartigen Mitteln zu Experimenten ausgerüstet. Besonders erreichte die Lehre und Kunst des Geschützbaus hier einen hohen Grad von Vollendung: so construirte ein gewisser Dionysios bereits eine Schnellkatapulte, eine Art Mitrailleuse, welche mit einer grossen Zahl von Geschossen auf einmal geladen wurde, während zum Abdrücken je eine einfache Bewegung mit der Handspeiche genügte.

Für die etwas altersschwache Philosophie bestand dagegen ursprünglich nur ein mässiges Interesse, und die in jugendlicher Kraft aufstrebenden Wissenschaften, die auch praktisch greifbare Resultate aufzuweisen hatten, sahen mit kaum verhehlter Ironie auf die unfruchtbare Weltweisheit herab. So lässt sich der Alexandriner Heron im Anfang seiner Schrift über den Geschützbau folgendermassen aus: „Der wichtigste und nothwendigste Theil der Philosophie ist der, welcher von der Seelenruhe handelt: über sie pflegen die Weltweisen die meisten Untersuchungen und ich glaube, ihre Arbeit wird hier niemals zu Ende kommen. Die Mechanik aber übertrifft die theoretische Lehre von der Seelenruhe, indem sie in einem ihrer Theile, noch dazu einem nicht umfänglichen, dem vom Geschützbau, praktisch alle Menschen lehrt in Seelenruhe leben. Denn die vermittelst der Geschütze gelehrte Weltweisheit setzt in den Stand, weder im Frieden sich vor einem feindlichen Angriff zu beunruhigen noch beim Ausbruch eines Krieges die Ruhe zu verlieren". Doch erfuhr gegen Ende der Lagidenherrschaft die Philosophie in Alexandria eine neue Befruchtung, indem die hellenische Spekulation durch die orientalische Denkweise beeinflusst wurde: der neue Pythagoräismus und die theosophische Schule, deren bedeutendster Vertreter der Jude Philon war, fanden hier wie ihren Ursprung so die eifrigste Pflege; und noch im dritten Jahrhundert der christlichen Zeit entstand hier das letzte grosse System hellenischer Philosophie, der Neuplatonismus.

Auch für die Medicin war Alexandria ein Studiensitz ersten Ranges; bis in Julianische Zeit genoss ein hier gebildeter Arzt unbedingte Autorität, mochten seine Thaten noch so stark gegen ihn zeugen. Insbesondere wurde von den Herophileern und Kallimacheern die Kenntniss des menschlichen Körpers

und seiner einzelnen Organe auf Grund von Leichensektionen, welche die Lagiden zuerst gestatteten, wissenschaftlich ausgebildet: noch Galen räth jungen Medicinern auf das dringendste, nach Alexandria zu gehen, weil man dort die Knochen aus unmittelbarer Anschauung kennen lernen könne. In scharfen Gegensatz zu dieser auf Anatomie gestützten, rein theoretischen Behandlung der medicinischen Wissenschaft trat die empirische Schule und auch ihr bedeutendster Meister, Sarapion, lebte und lehrte in Alexandria.

So kamen wissbegierige Jünglinge mannichfaltigster Herkunft hier zusammen, um sich die höhere Cultur anzueignen oder für ihren Lebensberuf sich auszubilden: auch die Lehrer selbst stammten aus den verschiedensten und entferntesten Gegenden. Und wie sehr der Geist der Gelehrsamkeit der hier herrschende war, das beweist nichts so schlagend als die Thatsache, dass sich ihm selbst das Christenthum nicht zu entziehen vermochte, welches in dieser Weltstadt bekanntlich rasch einen breiten Boden fand. Die grosse Alexandrinische Katechetenschule zeichnete sich von Anfang an durch das Bemühen aus, die christlichen Lehren mit wissenschaftlichen Waffen gegen die heidnischen und jüdischen Angriffe zu vertheidigen.

Aber nicht bloss in wissenschaftlichen Fragen war Alexandria für weite Kreise der hellenistischen Welt tonangebend: die Stadt wurde überhaupt einer der bedeutendsten und massgebendsten Mittelpunkte alles geistigen Lebens. Es war ja jetzt an Stelle einer einheitlichen und allgemeinen nationalen Bildung eine specifische Gelehrsamkeit getreten: in Folge dieser für die alte Kultur verhängnissvollen Entwickelung stand auch die Kunstdichtung dieses Zeitalters in unmittelbarster Verbindung mit den gelehrten Studien. Insbesondere ist die auf den ersten Blick so auffallende Combination von grammatischer d. h. philologischer Arbeit und poetischer Produktion in Alexandria auf lange hin geradezu normal. Und diese von den Hofpoeten gepflegte Dichtung gewann namentlich als Elegie, Idyll und Epigramm bei allen Gebildeten der Zeit Anklang und bestimmenden Einfluss.

In späterer Zeit jedoch war Alexandria vornehmlich eine Handelsstadt. Bereits der erste Ptolemäer war darauf bedacht, den Handel zu grossartiger Entwicklung zu bringen. So verband er sich mit seinen Nachbarn, namentlich bedeutenden Stapelplätzen, zu gleicher Münzwährung, sicherte durch eine starke Kriegsflotte auch den Verkehr der Kauffahrer, leitete mit der Er-

oberung der Kyrenaika den ganzen reichen Handel, der dort mit Bodenprodukten und Industrieerzeugnissen getrieben ward, nach seiner Kapitale und brachte auch die indischen Waaren, welche die Bewohner Yemen's in Karawanen an die phönikisch-philistäische Küste führten, durch Okkupation dieser Striche in alexandrinische Hände. Der zweite Lagide, Philadelphos, ging weiter. Er stellte den versandeten Kanal nach dem rothen Meer wieder her, sorgte durch Anlage von Landstrassen und geeigneten Seeplätzen für erleichterten Transport der arabischen und indischen Artikel, welche letztere man damals auch nur durch Vermittlung der Araber bezog, und eröffnete endlich den direkten Seeverkehr mit Aethiopien und mit der an Edelgestein unerschöpflich reichen Insel Ophiodes.

Und mehr als alle Klugheit und Liberalität der Könige that die Gunst der Natur. An der Grenze Asiens und Afrikas, nahe der Mündung des Kanals, der nach dem rothen Meere führte; im Besitz eines ausserordentlich geräumigen und sicheren Hafens des Mittelmeers, d. h. des Meeres, um das — mit einem Bilde Platons zu reden — alle Kulturvölker herumsassen wie die Frösche um einen Weiher; und zwar an einem Theile seiner Küste, der auf eine Strecke von 5000 Stadien hin sonst hafenlos ist; endlich bei der Mündung des Nils, auf dem ein stetiger reger Verkehr mit dem ganzen dichtbevölkerten und unerschöpflich fruchtbaren Aegypten sich seit Alters entwickelt hatte — so lag Alexandria nach dem Ausdruck eines griechischen Rhetors gleichsam an einem Bindegliede der Erde und der fernsten Völker und musste nothwendig rasch einen bedeutenden Verkehr an sich ziehen.

Der Entfaltung des Handels zur höchsten Blüthe stand jedoch damals noch die Rivalität der überaus rührigen Republik Rhodos im Wege, später unter den unbedeutenden und schlaffen Herrschern der Verfall des Lagidenreiches, dem der zweite Euergetes vergeblich Einhalt zu thun suchte. Erst mit dem Eintritt der Römerherrschaft wurde Alexandria Welthandelsplatz. Vorbereitet war dieser Umschwung zum Theil schon durch die merkwürdige Entdeckung, welche etwa in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts v. Chr. ein griechischer Kaufmann Hippalos gemacht hatte, dass im indischen Ocean gewisse Winde (die sog. Moussons) mit der grössten Regelmässigkeit das halbe Jahr von West nach Ost, die andere Hälfte in umgekehrter Richtung wehen: damit war an Stelle der höchst beschwerlichen Küstenfahrt oder des noch umständli-

cheren Karawanentransports ein direkter Seeverkehr vom Golf von Aden nach Indien gewonnen. Mit dem Steigen des Luxus in Italien und den westlichen Provinzen steigerte sich auch der Absatz der arabischen, indischen und chinesischen Artikel, wie Edelsteine und Perlen, Gewürze und Spezereien, seidene und baumwollene Stoffe; unter Augustus gingen nach Indien nicht, wie früher 20, sondern bereits 120 Schiffe, und zur Zeit des älteren Plinius betrug der Werth der auf diesem Wege importirten Waaren 4 Millionen Thaler, während man in Rom bis zum Hundertfachen des Einkaufspreises zahlen musste. Auch die Einfuhr aus dem Inneren Afrika's wuchs noch: namentlich war der Verbrauch von Elfenbein in Rom sehr stark.

Von dem Treiben, das in diesem ersten Handelsplatz der alten Welt herrschte, kann man sich kaum eine zu weitgehende Vorstellung machen; aus allen Ländern strömten hier die Handelsleute und Schaulustigen zusammen. Ich sehe bei Euch, sagt Dion Chrysostomos in seiner Rede an die Alexandriner, ich sehe bei Euch nicht bloss Hellenen und Italiker, nicht bloss die syrischen, kilikischen und libyschen Nachbarn, nicht bloss Aethiopier und Araber, sondern auch Baktrer und Perser, Inder und Skythen.

Auch ein reges industrielles Leben hatte sich in Alexandria entwickelt und lieferte eine lange Reihe sehr gesuchter Ausfuhrartikel. Die Gewerbthätigkeit erstreckte sich zum Theil mit Uebernahme altägyptischer Handwerkstraditionen namentlich auf Weberei, Glas- und Papyrus-Fabrikation, sowie Herstellung von Salben und Parfümerieen und zeichnete sich nicht bloss durch Geschick aus, sondern auch durch eine Reihe neuer Erfindungen, welche den höchsten Beifall fanden, so die gemusterter und mit Figuren geschmückter Linnen- und Wollenstoffe und bunter, in allen Farben schimmernder Prachtgläser. Es zeigte sich also auf diesem Gebiet ein verwandtes Schauspiel, wie es Cäsar bei der Belagerung der Stadt nicht ohne Staunen bemerkte, als die Alexandriner alle Schanz- und Blokadearbeiten, welche sie die Römer vornehmen sahen, sofort mit einer solchen Anstelligkeit nachahmten, dass nicht sie, sondern die Römer als Nachahmer erschienen. Auch die Alexandrinischen Schiffsbauer leisteten Bedeutendes, sowohl was die Schnelligkeit als was die Grösse der Transportschiffe betrifft, namentlich zimmerten sie nach antiken Vorstellungen wahrhafte Riesenschiffe.

Insbesondere diente die hohe Vollendung aller mechanischen Technik zur

Verherrlichung der Götter- und Hof-Feste, bei denen die komplicirtesten Maschinerieen, automatisch sich bewegende Figuren, durch Pracht und durch Colossalität alles übertreffende Schiffe, Zelte und Statuen erschienen. Und insoweit von einer eigenthümlichen Kunstentwickelung in Alexandria überhaupt die Rede sein kann, hat sie sich vornehmlich in dem Rahmen der Kunstindustrie bewegt und wie in der luxuriösen Ausstattung der Paläste und öffentlichen Bauten so in der Herrichtung solcher Feste ein reiches Feld der Thätigkeit gefunden. Auf das anschaulichste tritt uns das in dem Bild entgegen, das Theokrit in einem überaus reizenden Idyll von einer Adonisfeier der zweiten Arsinoe entwirft: und in eine ganz märchenhafte Welt voll phantastischer Pracht und raffinirter Kunstfertigkeit lässt uns das zufällig erhaltene Bruchstück einer antiken Monographieü ber Alexandria blicken, welches eine detaillirte Beschreibung von dem grossen Dionysischen Festzug unter Ptolemäos Philadelphos enthält.

Unter den geschilderten massgebenden Bedingungen gewann nun der Charakter der Alexandriner eine scharfe, eigenthümliche Ausprägung, die wohl mit der Zeit inhaltsleerer und nichtiger wurde, sich aber in ihren Grundzügen ziemlich getreu erhielt und in manchen Punkten überraschende Aehnlichkeit mit den Eigenschaften der Bewohner der zweitgrössten europäischen Weltstadt unserer Tage zeigt.

Vor allem ruhte der Geist des Erwerbens siebenfältig auf den Alexandrinern, ihre fleissige Betriebsamkeit und rührige Geschäftigkeit fiel jedem, der die Stadt betrat, sofort in die Augen. „Niemand lebt hier müssig“, schreibt der Kaiser Hadrian aus Alexandria, „die einen blasen Glas, die andern bereiten Papier, andere sind Weber, alle treiben irgend eine Kunstfertigkeit. Selbst die an Podagra oder Chiragra Leidenden, selbst die Blinden haben zu thun. Geld ist ihr einziger Gott“.

Wie die Alexandriner aber sich als industrielle Genies hervorthaten, so waren sie überhaupt anschlägig und erfinderisch; rascher Verstand und scharfe Auffassung der Dinge stand ihnen durchweg zu Gebote. Damit hängt die Schlagfertigkeit zusammen, mit der sie über alles und jedes, was ihnen auffällig oder lächerlich erschien, ihre Witze machten: und vor ihren médisanten Bemerkungen waren ihre Könige eben so wenig sicher als später die römischen Kaiser. Ein geistreiches Bonmot, ein treffendes Wortspiel ging ihnen über Alles. Bei dem feinen Publikum erfreute sich einer unglaublichen Beliebtheit

ein heimischer Dichter Machon mit seiner in Verse gebrachten Sammlung pointirter, meist ziemlich bedenklicher Anekdoten: und die Matrosen und andere Leute aus dem niedrigen Volk pflegten sich um die Cyniker, diese „Bettelmönche des Alterthums“ zu schaaren, welche auf allen Kreuzwegen und Strassen und in den Vorhallen der Tempel umherstanden und ihre derben Spässe unter schallendem Gelächter dieses Kreises zum Besten gaben. So boshaft aber oft, so possenhaft und schmutzig nicht selten der Witz war, eben wegen dieser witzigen Ader waren die alexandrinischen Bedienten bei den römischen Grossen beliebt, welche in der Kaiserzeit auch an diesem Haut-goût sich erfreuten.

Dass sich in einer so reichen Stadt auch rasch Luxus und Genusssucht entwickelten, wird nicht auffallen. Es traten viele und stark besuchte Kränzchen zusammen, deren ganze Thätigkeit in unausgesetzten Ess- und Trinkgelagen bestand: auch die Arbeitsamen waren den Tafelfreuden nicht abhold. Die Gastmähler waren mit allem Raffinement einer virtuos behandelten Kochkunst zugerichtet, zugleich auch jederzeit mit einer Fülle herrlichster Blumen und Kränze geschmückt. Denn die hochentwickelte Gartenkultur, von dem milden Klima begünstigt, hielt Rosen, Levkojen und überhaupt fast alle Blumen das ganze Jahr in blühendem Zustand. Parfümerieen und wohlriechende Salben wurden, und nicht bloss von Stutzern, in bedeutenden Massen verbraucht. An allerlei leichtfertigem, aber höchst ergötzlichem Schauwesen von Pantomimen, Tänzerinnen, Gauklern und Possenreissern war nie Mangel: dazu kamen die grossen Wettfahrten und musikalische Aufführungen aller Art. Man begreift, wenn man hört, dass junge Leute, die vom Lande zum ersten Male nach Alexandria herein kamen, über den berauschenden Taumel die Rückkehr nach Hause vergassen. Besonders beliebt waren die Vergnügungspartieen nach dem benachbarten Badeort Kanopos, wo sich alle Eleganz und Schwelgerei der reichen Leute zusammendrängte. Der Kanal, der dorthin führte und längs dessen ein üppiges Gasthaus sich an das andere reihte, wurde Tags und Nachts nicht leer von Barken mit lustigen, musizirenden und tanzenden Gesellschaften.

So waren die Alexandriner bei aller Arbeitsamkeit ein recht leichtsinniges Völkchen; auch sonst entbehrte ihr reizbares und leicht bewegliches Wesen eines festen Haltes, so dass sie von jedem Lufthauch hin und her bewegt leicht ausser Fassung geriethen. Zumal genügte der geringfügigste Anlass, wie Confiskation von Fleisch oder Gemüse, Versagung der Concession zum Bau einer

Badeanstalt und Aehnliches, um einen Strassenkrawall aufflackern zu lassen. Oft verlief sich eine solche Zusammenrottung so rasch, wie sie zu Stande gekommen war, nach grossem Geschrei und einigen Steinwürfen: oft aber entwickelten sich solche Excesse auch zu den blutigsten Emeuten. Den Römern freilich fehlte für dies kindische Wesen jedwedes Verständniss, sie nannten es einfach Treulosigkeit und Verrätherei.

Dieselbe Erregbarkeit zeigte sich auch in den beiden Liebhabereien, welche die Alexandriner bis zur Raserei erfüllten, in dem Enthusiasmus für Musik und in der Leidenschaft für Wettfahrten.

Die alexandrinische Musik bestand vorwiegend aus Gesang, Saiten- und Flötenspiel; die Instrumentalmusik wurde theils von einzelnen Virtuosen theils durch Monstreorchester oder wenigstens durch das Zusammenwirken verschiedenartiger Instrumente ausgeübt. Auch hier wurde wohl theilweise an altägyptische Kunstübung angeknüpft; aber auch auf diesem Gebiete traten die Alexandriner umgestaltend und schöpferisch auf, nicht bloss in einzelnen Vervollkommnungen, wie Ktesibios die wegen ihres süssen Tones gepriesene Wasserorgel erfand, sondern auch in dem ganzen Charakter des Inhalts und der Formen, und die hiesigen Musikschulen waren noch am Ausgang des Alterthums hochberühmt. Freilich die alte Einfalt und Ruhe, auch die Kraft und der Ernst der alten Musik ging verloren; statt dessen kam auf eine in den Harmonieen zwar reichere, aber verkünstelte und weichliche, theils tändelnde theils aufregende Art, oder, wie ein vielleicht unmusikalischer Mensch schreibt, es war lauter lüderliches Geträller, Gewinsel und Geheul. Dabei fehlte es nicht an gewagten Tonmalereien, wie schon in einer Composition des Timosthenes z. B. das pfeiffende Zischen des von Apollon getroffenen und verendenden pythischen Drachen durch Flötenläufe wiedergegeben wurde. Musikalischer Sinn jedoch, namentlich feines musikalisches Ohr fand sich bei dem alexandrinischen Geschlecht in hohem Grade; selbst die Ungebildeten, die nicht lesen und schreiben konnten, verstanden die Cither zu spielen. Alt und Jung, Vornehm und Gering, Alles trällerte die beliebten Melodieen; selbst Philosophen und Rhetoren hatten sich, um der Menge zu gefallen, einen ganz singenden Ton des Vortrags angewöhnt. Fast unglaublich aber erscheint die Aufregung, die beim Anhören der Musik die Meisten ergriff. Man sprang von seinem Sitz auf, begleitete den Vortrag mit den heftigsten Gestikulationen,

sprach wie verzückt, ja war bereit für eine gefeierte Künstlerin sofort sein Leben zu lassen.

Fremdartiger berührt uns die Leidenschaft für Wagenrennen. Auch hier überstieg die Exaltation der Zuschauer alle Grenzen. Sie erhoben sich, schrieen, schalten, verfluchten die Götter, warfen alles von sich, geberdeten sich durchaus als ob sie selber die Wagenlenker wären. Es ist eine bezeichnende Legende, dass im Jahre 389, als das Serapeion und die anderen Tempel von den Christen zerstört wurden, die heidnische Menge unbekümmert draussen im Hippodrom sass und den Wettfahrten zuschaute.

Diese Schilderung betrifft fast ausschliesslich die eigentliche Bürgerschaft von Alexandria, die makedonisch-hellenischen Elemente, welche eigentlich allein Alexandriner hiessen.

Das zweite stark vertretene Bevölkerungselement bildete die ägyptische Menge, welche am Bürgerrecht nicht Theil hatte, zwar nach heimischen Satzungen gerichtet, aber auch im Uebrigen schlechter als die Bürger gestellt war, wie gelegentlich berichtet wird, dass sie bei gewissen Vergehungen, auf die Prügelstrafe stand, Hiebe mit der Karbatsche erhielt, während die Bürger Stockhiebe bekamen. Diese Aegypter werden als wenig liebenswürdig, fanatisch bigott, neidisch, processsüchtig, verstockt und brutal geschildert. Mit den Hellenen haben sie sich nicht unfreundlich berührt; auch war es ein Grundsatz der Ptolemäerpolitik, die nationalen und religiösen Gefühle der Aegypter zu schonen und selbst zu pflegen. Nur scheinen beide Nationalitäten gerade in Alexandria weniger, als anderwärts im Lande, sich vermischt zu haben. Sicher jedoch sind die niederen Schichten der hiesigen hellenischen Bevölkerung in ihrer ganzen Sinnes- und Vorstellungsweise von dem Stück Orient, das sie hier fortwährend umgab, sehr merkbar bestimmt und verwandelt worden. Die ächt orientalische Art jedes historische Ereigniss, selbst das jüngstvergangene, mit vollendeter Gleichgültigkeit gegen Ort und Zeit durch die groteskesten Fabeleien bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen tritt uns in manchen Erzählungen der Ueberlieferung aus der sonst so nüchternen Ptolemäerzeit unverkennbar entgegen, am wunderlichsten in dem auch noch unter der Lagidenherrschaft entstandenen merkwürdigen Volksbuch, das die Urquelle aller Alexanderromane des Mittelalters geworden ist: hier klingt von den wirklichen Thaten des grossen Eroberers' nur das Allerallgemeinste an.

während die Phantasie mit vollem Behagen in der Erfindung der wunderbarsten Abenteuer schwelgt.

Nur ein gegenseitiger aufrichtiger Hass verband die ägyptische Menge in Alexandria mit der dritten Bevölkerungsgruppe, den Juden, welche sich hier gleich nach der Gründung der Stadt, wie damals überall von Hellas bis nach Babylonien, wo Handelsinteressen ins Spiel kamen, eingefunden hatten. Sie waren anfangs bloss geduldet und erhielten gesonderte Wohnsitze im Nordosten der Stadt angewiesen, wo auch ihre prächtige Hauptsynagoge lag. Wie sich aber ihre Capacitäten dem Hof als finanzielle Talente ersten Ranges bewährten und bei den schwachen späteren Königen dadurch periodisch einen tiefgreifenden Einfluss erlangten, griff auch die jüdische Bevölkerung immer mehr um sich, nahm noch ein zweites Quartier in Besitz, und ihre Kaufläden wie ihre Bethäuser verbreiteten sich allmählich über die ganze Stadt. Eigene Verwaltung und eigene Gerichtsbarkeit wurde ihnen eingeräumt: aber das Bürgerrecht war und blieb auch ihnen vorenthalten.

In dem orientalisch bunten Gemälde des alexandrinischen Lebens bildet diese Judenschaft eine höchst eigenartige Gruppe. Man kann sich zu der üppigen, verschwenderischen, aufstandslustigen Bürgerschaft, deren Frauen bei Strassenkrawallen nicht bloss zu hetzen, sondern sich selbst zu betheiligen pflegten, keinen schärferen Contrast denken als diese sich rasch mehrenden Gäste. Immer nüchtern, immer ökonomisch das Erworbene zusammenhaltend zeigten sie sich stets loyal und jeder Staatsgewalt gegenüber gefügig; und so lärmend sie selbst hervortraten, in Handel und Wandel und namentlich wenn es galt wirkliche oder vermeintliche Rechte zu vertheidigen: ihren Frauen gestatteten sie überhaupt nicht das Innere des Hauses zu verlassen. Dabei hielten sie sich ihrer Art gemäss in strenger nationaler Sonderung, waren auch den Occidentalen nicht eben sympathisch; aber während sie mit den intoleranten und starren ägyptischen Männern in hellem Hader lebten, waren die Griechen gerade indifferent genug, um sich leidlich mit ihnen zu vertragen. Und bei dem langjährigen und vielseitigen Verkehr trat hier eine so tief gehende Berührung griechischer und israelitischer Cultur ein, als bei der im letzten Grunde doch zäh am Eignen haltenden jüdischen Weise überhaupt möglich war.

Um auf litterarischem Gebiet die Ebenbürtigkeit mit den Hellenen zu erweisen, stellte man einen jüdischen Homer auf, der die grossen Kämpfe der

Zeit Jakobs in griechischen Hexametern erzählte; und Ezechiel schuf ein Drama, das in freilich erschreckend nüchtern Trimetern den Auszug der Kinder Israel aus Aegypten schilderte. Insbesondere entstanden hier die merkwürdigsten der litterarischen Versuche, mit denen jüdische Scribenten in hellenischem Gewande, z. B. unter der Maske des Orpheus oder der Sibylle israelitische Anschauungen verbreiteten, vor allem das bedeutendste uns erhaltene Stück dieser Gattung „Worte der Mahnung", das unter dem Namen des alten griechischen Gnomikers Phokylides geht und in leidlichen Hexametern die Hauptgesetze und Vorschriften israelitischer Ethik darstellt mit Vermeidung aller nationaler Schroffheiten aber mit Benutzung hellenischer Orakelsprüche und Entlehnungen aus Theognis und anderen Klassikern.

Mit dieser apokryphen Schriftstellerei wollte man sowohl die jüdischen Vorstellungen in der Heidenwelt einbürgern als zugleich auch die Ueberlegenheit und Priorität der alttestamentlichen Weisheit darthun. Und doch musste gerade bei diesen Versuchen sich mit dem Hellenenthum auseinanderzusetzen ein guter Theil des Inhalts der mosaischen Lehre verloren gehen und das alexandrinische Judenthum mit den puristischen Vettern von Palästina in einen tiefen Zwiespalt gerathen.

Diese merkwürdige Episode in der Geschichte der Beziehungen des Orients zum Occident erreichte ihren jähen Abschluss im Beginn der Kaiserzeit. Denn als die Juden von Augustus auch in ihren Handelsinteressen vor den Hellenen begünstigt wurden und dadurch übermüthig gemacht selbst das alexandrinische Bürgerrecht beanspruchten, war der Frieden zu Ende. Der Racenhass brach mit aller Leidenschaftlichkeit zuerst unter Caligula aus und ruhte nun nicht eher, als bis er nach langen Quälereien, manchen blutigen Judenhetzen und einzelnen Pausen der Ruhe in der tragischen Katastrophe unter Trajan volle Befriedigung fand.

Wir gehen nun zu dem Hauptzweck dieser Feier über, zu dem Bericht über die eingelieferten Preisarbeiten, freilich wie in den letzten Jahren gewöhnlich

τὸ μὲν πάρεργον ἔργον ὡς ποιούμενοι
τὸ δ'ἔργον ὡς πάρεργον ἐκπονούμενοι.

Die wissenschaftliche Preisaufgabe der theologischen Fakultät hat keine Bearbeitung gefunden.

Ueber den gegebenen Predigttext Psalm 119, 19 sind drei Predigten eingegangen, eine mit dem Motto: „Wir haben hier keine bleibende Statt", die zweite mit dem Motto: „Dabei wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid u. s. w.", die dritte mit dem Motto: „Weise mir Herr Deinen Weg, dass ich wandle in Deiner Wahrheit". Alle drei Predigten bewegen sich zwar in einem durch den Text angeregten Gedankenkreise, namentlich die zuerst genannte, und enthalten im Einzelnen Gutes; aber keiner ist es gelungen den eigenthümlichen Gedanken des Textes klar zu fassen und homiletisch auszuführen. Zu ihrem Bedauern hat sich deshalb die theologische Fakultät ausser Stand gesehen einer derselben den Preis zuzuerkennen.

Die Aufgabe der juristischen Fakultät hat Niemand zu lösen versucht, auch bei der medicinischen Fakultät hat eine Preisbewerbung nicht stattgefunden.

Bei der philosophischen Fakultät ist eine Bearbeitung der ordentlichen Aufgabe gleichfalls unterblieben. Für die extraordinaria „Ein grosser Theil der Resultate, welche Euler in seiner Introductio in analysin infinitorum L. I Cap. 15 gefunden hat, gründet sich darauf, dass der Werth einer Reihe ungeändert bleibt, wenn sich die Ordnung ihrer Glieder ändert. Da diese Voraussetzung bekanntlich nicht allgemein richtig ist, so soll untersucht werden, in wiefern demungeachtet die Euler'schen Resultate ihre Gültigkeit behalten", ist eine Arbeit eingereicht mit dem Motto: „Quovis tempore summi geometrae agnoverunt in natura numerorum plurimas praeclarissimas proprietates esse absconditas". Obgleich die Schrift in den letzten Abschnitten beachtenswerthe Erörterungen über den Zusammenhang verschiedener Reihen enthält, so ist doch die Hauptaufgabe, nämlich die Untersuchung der Gültigkeit der mannigfachen von Euler aufgestellten Identitäten zwischen Produkten und Reihen weder vollständig noch auch theilweise erledigt. Zwar hat der Verfasser den Versuch gemacht eine dieser Identitäten zu beweisen. Doch muss dieser Versuch als misslungen bezeichnet werden. Es wird nämlich zu zeigen gesucht, dass eine gewisse nach der Grösse der Glieder geordnete Reihe nur dann aus

der Multiplikation der Faktoren eines gewissen Produktes entstehen kann, wenn diese Faktoren in einer bestimmten Weise auf einander folgen, während die Reihe in dieser bestimmten Ordnung der Glieder überhaupt nicht durch Multiplication der Faktoren gebildet werden kann. Insofern aber auf dieser Identität alle später in der Schrift behandelten Identitäten zwischen Produkten und Reihen beruhen, so entbehren auch diese der sicheren Begründung. Die philosophische Fakultät kann sich hiernach nicht veranlasst sehen, dieser Schrift den Preis zuzuerkennen. Da jedoch die Schrift ein unzweifelhaftes Zeugniss von dem Talente und den Kenntnissen des Verfassers giebt, so hat die philosophische Fakultät, unter Zustimmung des Königlichen Universitäts-Curatoriums, beschlossen, dem Verfasser, falls er dem Dekane der philosophischen Fakultät seinen Namen nennt, den halben Preis zu verleihen.

Die Preisaufgaben für das nächste Jahr sind folgende:

1. Als wissenschaftliche Aufgabe stellt die theologische Fakultät das Thema:

Corporis doctrinae Julii nec non ordinis agendorum a Julio duce constituti origo et indoles exponatur.

Als Predigttext giebt sie die Stelle:

Luc. 9, 51—56.

2. Die juristische Fakultät giebt die neue Preisfrage:

Vom Interventionsrechte dritter Personen im Privatrechtsstreite zweier Hauptparteien, dessen Wirksamkeit und Nothwendigkeit oder Nützlichkeit des Erfolgs und den Hauptfällen seiner Anwendung im Rechtsverkehr.

3. Die neue Aufgabe der medicinischen Fakultät lautet:

Die Entstehungsweise der bei Thieren durch Einfuhr reichlicher Mengen von Zucker oder Salzen in den Körper hervorgerufenen Cataract, sowie die dabei auftretenden anatomischen Veränderungen der Linse und ihres Epithels sollen einer erneuten Untersuchung unterworfen werden.

Es ist dabei auch die Frage zu berücksichtigen, ob durch locale Zufuhr von Zucker zu den Flüssigkeiten des Auges Cataract erzeugt werden kann.

Die Beantwortung der juristischen und medicinischen Preisfrage kann in deutscher Sprache erfolgen.

4. Die philosophische Fakultät stellt zwei Aufgaben

1) als ordentliche:

In particulis usurpandis gravioribus quomodo Euripides ab Aeschylo et Sophocle differat.

2) als ausserordentliche:

Dr. G. A. Maack hat in seiner 1869 erschienenen Arbeit: „Die bis jetzt bekannten fossilen Schildkröten und die im oberen Jura bei Kehlheim und Hannover neu aufgefundenen ältesten Arten derselben“ die Hannoverschen Formen nicht in abschliessender Weise behandelt. Die Fakultät wünscht daher eine monographische Beschreibung der in dem Kimmeridge des Tönnjesberges bei Linden bisher gefundenen Schildkrötenreste unter steter Vergleichung mit den gleichaltrigen, besonders der durch Rütimeyer von Solothurn beschriebenen Formen und unter Darlegung ihrer Bedeutung für die Stammesgeschichte der Schildkröten.

Die letztere Aufgabe darf auch in deutscher Sprache bearbeitet werden.

Die Bearbeitungen müssen, mit einem Motto versehen und zugleich mit einem versiegelten Zettel, welcher aussen dasselbe Motto trägt und innen den Namen des Verfassers enthält, bis zum 15. April 1877 den Dekanen der einzelnen Fakultäten übergeben werden.

Mit der pietätsvollen Erinnerung an den Königlichen Stifter des Preisinstituts, auf dessen Geburtstag diese Preisverkündigung angesetzt wurde, verbindet unsere Universität an diesem Tage, dem einzigen im Jahre, wo sie an die Oeffentlichkeit hervortritt, den Ausdruck dankbarer Freude darüber, dass es ihr vergönnt ist unter dem Schutz und der Fürsorge unseres erhabenen Kaisers und Königs ihrem Beruf nachzugehn und an ihrem Theil zum Wohl des Vaterlandes mitzuwirken. Wir schliessen unsere Feier mit dem ehrfurchtsvollen Rufe, der allen deutschen Festen die Weihe giebt: „Gott segne Seine Majestät, Kaiser Wilhelm!“



